

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Siebenundsechzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1909.

den einzigen Trost: er ging den Weg, den nach ihm Dostojewskij und Tolstoi beschritten, und wurde der Stifter der slavischen Mitleidenreligion. Als er von der Pilgerfahrt nach Jerusalem ins Vaterland heimgekehrt war und von den Nationalisten als halbhirrer Mystiker verspottet wurde, schrieb er in seine Bekenntnisse den Satz: „Ich habe das Leben aufmerksam verfolgt, das Leben in seiner grausamen Wirklichkeit, nicht in Träumen der Einbildung, und ich bin so zu Dem gelangt, der allein die Quelle des Lebens ist.“ Die ganze Geschichte der russischen Dichtung ist in diese paar Worte zusammengedrängt, — und vielleicht die Geschichte aller modernen Dichtung, die vom Promethiden-troß immer zu Faustens Puppenstand führt und vom Venusberg zum Karfreitagssauber. In der Romantikerzeit gehts allenfalls noch mit der frechen Losung *Ni dieu ni maître*; aus der Betrachtung der grauen Wirklichkeit aber sehnt sich das vom Sammer verstäubte Auge in höhere Lüfte und das alte Menschenbedürfnis nach himmlischem Trost wird wieder wach. Der arme Enkel der Saporoger verlor im traurigen Dunkel des Zarenreiches das Lachen und lernte dafür das christliche Lieben. Großrußland erdrückte ihn; und dem Typhus, der den Dreiundvierzigjährigen hinwegnahm, blieb nicht mehr viel Arbeit. Er selbst aber, der sich zerquälte, weil er dem Nächsten nicht wirksamen Trost finden konnte, starb nicht ungetröstet und den letzten Blick, der im Gewölk den Erlöser suchte, durfte die Hoffnung verklären, daß er in seinem Volk als der Erste unter den Mitleidigen fortleben werde, als der Revisor des weltgeschichtlichen Dichterprozesses, der die Großen ohne Erbarmen entthronte und dem Gewimmel der Kleinen den Eingang ins Himmelreich der Dichtung nicht mehr verschloß.

Nicht ungetröstet starb er. Dreiundvierzigjährig erst; und schon ein erschöpfter Mann. Auch ein fast vergessener. Die Hofgunst war ihm entzogen; der Gouverneur von Moskau erhielt auf dem Dienstweg eine Krüge, weil er mit allen Orden hinter dem Sarg des Dichters bis an die Gruft geschritten war; und Turgenjew wurde auf sein Landgut verbannt, weil er in einem Offenen Brief Nikolai Wassiljewitsch einen großen Mann genannt hatte. Nun, nach hundert Jahren, huldigt ihm Rußland, dem er eine Dichtung aus kaum noch gedüngtem Boden gestampft hat; huldigt ihm eine Welt, die ihm, mehr als irgend-einem Anderen, die Erkenntnis des russischen Slam zu danken hat: die Kenntnis einer vorher unentdeckten Menschheitsprovinz. Der Kosak hat Großrußland erobert und die Europäer das Genie Großrußlands empfinden gelehrt. In hellen und dunklen Stunden denkt das Volk der schwarzen Erde, der Steppe, der Wolgauer seines Dichters. Und in der Geschichte der Weltliteratur lebt er, als ein Sämann und Ahn, und seines Wirkens Spur ist nicht wegzuwischen. M. H.



Berlin, den 10. April 1909.

Dreadnought.

Admiral Benrose Fitzgerald: „Die Frage, die von uns Antwort fordert, ist nicht, ob wir ein paar Dreadnoughts mehr haben müssen als Deutschland. Nach meiner seemannischen Ueberzeugung sind wir herausgefordert worden und müssen den hingeworfenen Handschuh aufheben. Wir dürfen nicht das Gesicht wegdrehen und thun, als sähen wir ihn nicht. Als ich ein Knabe war, sagte man mir, wer zu lange warte, stehle sich selbst die Zeit. Heute fürchte ich: Wer zu lange wartet, bringt sich selbst um die Herrschaft, um die Macht des Weltreiches.“ Admiral Kennedy: „Wenns nöthig ist, werden wir noch fünfzig Millionen Pfund für unsere Flotte ausgeben. Das Geld wird leicht zu finden sein. Wir hätten ja noch viel mehr auszugeben, wenn diese Schufte (those scoundrels) unsere britische Küste beträten.“ Admiral Percy Scott: „Wir müssen nicht nur auf dem Meer, sondern auch in der Luft stärker sein als ein Zweibund der stärksten Mächte.“ Herr Barlow von der Navy League: „Was würde aus den Heimstätten der Briten, wenn die Macht, die den Elsaß eingesteckt hat, wenn der schnurrbärtige deutsche Riese in dieses Land käme?“ Der Observer: „Eine fremde Macht hat heimlich die Ziffern ihres Flottenprogramms verdoppelt und einen Vorsprung von sechs Monaten erreicht. Das ist eine Verschwörung gegen unsere Existenz. Solches Handeln mißachtet alle Grundsätze der Sittlichkeit und giebt uns das Recht zu schneller Vergeltung mit Waffengewalt.“ Morning Post: „Das Parlament war immer zufrieden, wenn es auf dem Papier las, wie viele Panzerschiffe, Kreuzer, Zerstörer wir haben. Die Marine schien nur bestimmt, den Abgeordneten hübsche Tabellen zu lie-

Denunziation hin verhaftete und nicht nur mit Stroschen und Stromern zusammenperrte, sondern sogar zusammensesselte: Das, scheint mir, ist selbst für Preußen nicht gerade typisch. Und darum scheint mir auch mein Buch, das absolut keinen Anspruch auf „künstlerischen“ Werth macht, ein Interesse zu haben, das über das eines rein persönlichen Menschenschicks als weit hinausgeht. Wenn das Buch dazu beiträgt, die Aufmerksamkeit auf Mßstände zu lenken, die zur öffentlichen Gefahr geworden sind, so hat es seinen Zweck erfüllt.

Frankfurt am Main.

Hedwig Gard.

Christenthum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. E. Haberland in Leipzig, 1900.

Die Leser der „Zukunft“ haben einige meiner Meinungen über religiöse Dinge kennen gelernt. Dem Einen oder dem Anderen mag ein Buch nicht unwillkommen sein, das diese Ansichten in geordnetem Zusammenhang und einigermaßen vollständig vorträgt. Die Kapitelüberschriften lauten: I. Die Vergangenheit. 1. Die Zeit der Apostel und der apostolischen Väter. 2. Die altkatholische Kirche. 3. Die Kirche als politische und Geistesmacht. 4. Die Kirche in der Völkerwanderung. 5. Die Eingliederung der Germanen in die Kirche. 6. Die Deutschen retten und erhöhen das Papstthum. 7. Das Papstthum auf der Höhe seiner Macht und die Blüthe der katholischen Wissenschaft. 8. Verderbniß und Niedergang der abendländischen Kirche. 9. Das Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation. 10. Der Tridentinische Katholizismus. 11. Die innere Entwicklung des evangelischen Christenthumes und sein Einfluß auf die äußere Gestaltung des Lebens. II. Die Gegenwart. 12. Rationalismus und Aufklärung. 13. Die Romantik, die Restauration und die katholische Renaissance. 14. Der Ultramontanismus besiegt den Romantizismus. 15. Protestantische Theologie und evangelische Kirche in Deutschland. 16. Der gegenwärtige Kampf der Konfessionen in Deutschland. 17. Religiös-kirchliche Zustände in den übrigen Ländern. III. Die Zukunft. 18. Kann der wissenschaftlich Gebildete heute noch an Gott glauben? 19. Der Offenbarungscharakter des Christenthumes. 20. Es giebt keine unfehlbare Lehrautorität; der Dogmatismus und der Orthodoxismus sind Verirrungen. 21. Kritik der wichtigsten Dogmen. 22. In welchem Sinn die katholische Kirche zu reformiren ist. 23. Katholische Ethik. 24. Asteje und Mystik. 25. Ausblick in die Zukunft.

Erst nach vollendeter Korrektur ist in der Druckerei der Schluß der letzten Anmerkung auf Seite 723 durch Weglassung einer Zeile und Verdoppelung einer anderen zu völliger Sinnlosigkeit entstellt worden. Er soll lauten: „Die geforderte Aufhebung der eigenen Persönlichkeit, des endlichen, physischen Ich endlich beweist gleich vielen anderen Aeußerungen Schmidts seine Verwandtschaft mit dem Pessimismus, der in der Individuation das Böse sieht. Dazu hat, von Fichte an, trotz Hegels optimistischem Temperament, der gesammte sogenannte Idealismus geneigt; erst der an Leibniz anknüpfende Loge hat der deutschen Philosophie den Weg gezeigt, auf dem der Sturz in den Abgrund vermieden werden kann, und dieser Weg führt ganz nah ans Christenthum heran.“

Reiffe.

Karl Jentsch.

Die junge Generation.

Der metaphysische Lid erregt die Seelen. Man hat sich mit der Literaturströmung von heute abgefunden, indem man sie als „Neuroromantik“ popularisiert hat. Und da nun dieses Wort einmal in einer Atmosphäre von Jugend und Leichtsinne schwimmt, fühlt sich der besonnenen Zeitgenosse verpflichtet, sich aus diesem Chaos zu einer ernstern Lebensgestaltung durchzurängen. Man naht sich der Kunst mit einer michelangelesken Geberde: Wir haben Verpflichtungen. Wir stehen vor der Epoche des „ernsten Menschen“. Um den Namen ist man nicht verlegen: Neuklassizismus.

Im Schatten dieses heroischen Wortes brüten die Fanatiker der Regel. Die Entdecker seltsamer Gesetlichkeiten, die alle Räusche und Erregungen mit Rezeptnamen belegen. Die ästhetische Schöpfung so von Regeln abhängig machen, daß alle zufällige Heiterkeit wie mürber Staub abfällt. Bedrillte Biraten, die Alles nehmen, was an Ueberschwang und Reichthum erinnert. Nur das Nothwendige ist durch das Gesetz gerechtfertigt. Natürlich: der große Zug. Der ernste Mensch hat immer das Bedürfnis nach Großzügigkeit. Transpirirend sollst Du schaffen. Wie gesagt: die klassische Tragoedie. Voll Strenge und Unerbittlichkeit; mit einem Wort: Heibel.

Franz Seroaek, der auch einmal jung war (und ein Goethebüchlein geschrieben hat, das ihm jetzt wahrscheinlich sehr unangenehm ist) empfahl in einem Aufsatz neulich Heibel als Erzieher. Es „schauen heute auf Heibel fast alle jene jungen Leute, die, mit Zukunftsdrang und schöpferischem Willen begabt, ein Herauskommen aus der gegenwärtigen Unzulänglichkeit ersehnen und fest entschlossen sind, ihre Kräfte zu hohen Zielen zu spannen“. Welche trostlosen Perspektiven! Und weiter lobt er als ernster Mensch die durch Heibel erzeugenen Paul Ernst und Wilhelm von Scholz. Das langsame Emporwinden der neuweimaraner Klassik beweist von Neuem, wie der Deutsche um den Preis seines Bildungsbedürfnisses (Nichtsche hat ein anderes Wort dafür) zu jeder Dual bereit ist, selbst zur peinvollsten Langeweile. Wie trockenes Holz, das der Wind aufstört, prasselt der Rhythmus der ernstlichen Verse in meiner Erinnerung. Heibel als Erzieher einer jungen Generation! Welch reifes Alter gehört dazu, Das mit ernstem Feuer zu verkünden, welch ein endgiltiges Vergeffen der eigenen Jugend. Welch Vergessen Goethes.

Eckermann erzählt: Das Gespräch wendete sich auf den Tasso, und welche Idee Goethe darin zur Anschauung zu bringen gesucht. Idee? sagte Goethe; „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso . . . Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und

Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei! So habt doch endlich einmal die Courage, Euch den Eindrücken hinzugeben!“ Ja, Goethe! Was wußte Der von deutschem Bildungsbedürfnis? Wie kann ein Kunstwerk vollkommen sein, dessen Dichter sich nicht bewußt war, die letzte Essenz des Daseins und aller Erfahrung in seinen Versen eingefangen zu haben? Hebbel, sehen Sie, da vermißt man nie den großen Ernst, das Ringen des Künstlers. Schweiß! Schweiß! Das Abwerfen der Gedankenschalen, das rauchige Aufblitzen und Steigen der Gedanken, die uns in den Strudel hineinreißen: Das ist die peinliche Unklarheit der jungen Leute. Hebbel ist bis zum letzten Grunde seiner Seele klar, bis zu dem Punkt, wo Alles als eine mathematische Konstruktion erscheint. Hebbel ist der Heros der Unsinnlichen, die durch seine schwer aus gedanklichem Ringen sich lösenden Reliefs ihre Denkkraft angetrieben fühlen und die Leichtigkeit, das Freiwerden von Gedanken als Befreiung durch die Kunst ausgeben. Die Kunst hat wenig mit der glasklaren Helle zu thun, die gleich einer chemisch erzeugten Atmosphäre um die Verse Hebbels ruht, die wie mit hydraulischer Kraft aus widerspenzigem Material gestanzt scheinen. Nie überrieselt den Leser bei Hebbel das plötzliche Blühen der Dinge, das Quellen neuer Schönheit, wenn der Dichter sie berührt. Nie dieses tiefe Gefühl, daß der Dichter vom Licht der Welt entzündet war und ihre Schönheit im seligen Schauen aussprach. Hebbel trifft, was Goethe von Schiller sagt: „Es war nicht Schillers Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über Jedes, was er that, reflektiren.“ Und: „Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schillers philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat; denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten.“

Hier berührt Goethe (den ich in dieser Abhandlung noch oft sprechen zu lassen gedenke, weil er ein erlauchter Mensch und Feind aller schlechten Musik war) den wunden Punkt: die Stellung des Dichters zur Wirklichkeit. Goethe spiegelte sich gern in einem Wort, das er sehr liebte: Schauen. Der Dichter hat kein höheres Interesse als das, die Wirklichkeit darzustellen, die er geschaut hat. So dachte sich Goethe die Dichter der antiken Tragoedien, fernab von jedem „sentimentalen“ Versuch, Ideen in Versen auszudrücken. „Sophokles ging bei seinen Stücken keineswegs von einer Idee aus, vielmehr ergriff er irgendeine längst fertige Sage seines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden, und dachte nur darauf, diese für das Theater so gut und wirksam wie möglich darzustellen.“ Mit der dichterischen Gestaltung der Wirklichkeit muß die Idee gleich mitgestaltet sein: außerhalb ihrer befindliche Ideen kennt der Dichter in Hinsicht auf sein Schaffen nicht. Die spekulative Aesthetik der deutschen Romantiker, die Paul Ernst auch allerdings für hoffnungslos

Dilettanten hält, mündet in diese Forderung, daß der Dichter nur seine Wirklichkeit darzustellen habe, daß jedes Kunstwerk sein eigenes Ideal in sich trage. Und den tiefsten Schatz goethischer Erfahrung durch alle verschlungenen Gänge sorgsam achtend, erklären sie immer wieder: der Künstler habe nur die Besonderheit darzustellen, alle Verallgemeinerung geschehe aus unkünstlerischen Absichten. Das trifft Hebbel, wie es Schiller trifft. Hebbel mißachtete die Besonderheit der Erscheinung, der Wirklichkeit. Er sah nicht, daß die künstlerische Erscheinung der Idee erst durch den Reichthum empirischer Zufälligkeiten, Einzelheiten möglich ist. Seine Menschen führen das Leben der Maschinen, deren Schönheit darin besteht, in möglichster Vereinfachung möglichst viele Funktionen zu vollziehen. Aber die ästhetische Wirkung beruht, elementar ausgedrückt, auf dem Schein der Wirklichkeit, auf der Suggestivkraft des Einzelnen.

Es mangelt an Raum, über Hebbel erschöpfend abzuhandeln. Daß er ein großer Mensch war, einer, der in letzte Tiefen mit schmerzhafter Kraft und Zartheit blickte, daran denke ich nicht zu zweifeln. Ich erwähne seine Schauernarmuth, weil ein unbedenklicher Schriftsteller ihn beispielhaft für ein junges Geschlecht empfand. Warum er gerade als Erzieher verherend wirken kann, sagt ein anderes Wort Goethes: „Ich habe mir die ästhetische Ansicht der Welt, die landschaftliche, durch die wissenschaftliche ganz verdorben und dabei kommt endlich auch nicht viel heraus.“ Wenn eine junge Generation denkbar wäre, deren Blutumlauf so träg, deren Sinnlichkeit so muthlos wäre, daß sie gerade dem Beispiel Hebbels folgen würde: sie müßte in einem tobenden Gallert verwirrter Spekulationen enden. Was diese Art ästhetischer Betrachtung zu Tage fördert, zeigt das von Servaes belobte Werk Paul Ernsts „Der Weg zur Form“, zeigen die Dramen der „Neuklassik“, zeigt, wenn Sie wollen, der Essay von Franz Servaes, den ich noch nie mit so tödlich ernstem Munde und in die Ewigkeit gerichteten Augen doziren hörte.

Das Verwirrende ist die Vorstellung der „Form“. Damit sind wir im Centrum des weimariischen Irrgartens. Der Begriff der Form ist seit Schiller ein sprudelnder Brunnen von Verwirrung. Die Form ist die Bestimmung, unter der wir eine Erscheinung überhaupt als künstlerisch empfinden. Ist ihrem Inhalt nach ein Verhältnißgesetz, unabhängig und unwandelbar. Veränderlich ist, was der Künstler in dieses Gesetz einordnet. Bei Servaes verselbständigt sich die Form in seltsamster Weise. Sie muß „organisch austreten“ oder er empfindet gar: „Die Form ist der höchste Inhalt.“ Diese Unverständlichkeit der Begriffe entspringt der Methode, allgemein gültige ästhetische Gesetze durch Beobachtung und Vergleichung von Kunstwerken zu finden. Allgemein gültige Gesetze vermag dieser Psychologismus natürlich nicht zu gewähren; nur eine von persönlichsten Eindrücken erfüllte Unklarheit der Begriffe. Bei Servaes tritt diese Methode noch naiv und anspruchslos auf; mit aufsaugender Vange-

weile und magistralem Ernst beherrscht sie die neuklassische Gemeinschaft. Ich denke hier vor Allem an Ernsts „Weg zur Form“, das fatale Produkt eines nicht unbegabten Menschen, dem sich „das landschaftliche Bild verdorben hat“ und der nun mit der Leidenschaft seines Wirkungstriebes in ästhetischen Untersuchungen Ausdruck zu finden hofft, ohne sich in die Abstraktionen der Wissenschaft hineinzufinden. Der Rest ist Verwirrung.

Paul Ernst ist um ähnliche Ziele wie Hebbel bemüht. Aber ohne dessen quälende Bitterungsgabe. Einer, dem nicht, wie Hebbel, die Revolte im Blute blüht. Was bei Diesem der starre Wille eines Einsamen ist, ist bei Ernst die erarbeitete Ueberzeugung eines nachdenklichen Menschen. Ich halte es aber nun einmal für eine unglückliche Veranlagung, sich bei vorwiegend dichterischer Begabung um ästhetische Spekulationen bemühen zu müssen, während das an Anschaulichkeiten gebundene Denken selbst bei qualvollster Aflese es nur zu einer unreinen Abstraktion bringt. Steht ein Mensch großen Formates dahinter, so sind seine Aeußerungen eben an sich werthvoll. Ernst ist von dem Gedanken einer absoluten Gesetzmäßigkeit so hingerissen, daß sich ihm die logische Struktur der Erscheinung unwiderstehlich in den Vordergrund drängt. Es stachelt dieses überreizte Bedürfnis nur noch mehr, daß ihn sein Psychologismus zwingt, alle Erscheinungen als Relativitäten, durch zeitliche Einflüsse bedingt, aufzufassen. So bringt er selbst das Sittengesetz in der kantischen Formulierung um seine Allgemeingiltigkeit; es ist ihm nur „Formel für die damalige Sittlichkeit“. Nun sieht die kantische Formulierung des Sittengesetzes von jeder empirischen Erscheinung ab und konstatirt nur, unter welcher Bedingung Menschen mit Bewußtsein ihrer Würde in Gemeinschaft leben können. Jede zeitliche Moral zeigt sich als durch die besonderen Bedingungen geformte Erscheinung dieses Gesetzes. Damit ist zugleich die Definition der Tragödie gegeben, bei der alle auf ihre Analyse abzielende Aesthetik erst beginnen kann und zu der Ernst vermöge seines Relativismus nicht kommt. Das Individuum, das, seine persönliche Freiheit entwickelnd (seine individuelle Auffassung des Sittengesetzes), sie auch gegen das Sittengesetz durchzusetzen sucht, ist Objekt der Tragödie.

Ernst sieht die Tragödie von Zeitlichkeiten abhängig und vergißt, daß es sich dabei nur um ihren veränderlichen Inhalt handeln kann. Aber sein Trieb zum Allgemeingiltigen muß nun das Absolute an anderer Stelle suchen und er findet es in der Situation. Diese soll „objektiv“ sein. „Jede Handlung, die rein aus dem Charakter entspringt, nicht aus der Nothwendigkeit einer objektiven Situation, in die jeder Charakter hineingerathen kann, ist im letzten Grunde willkürlich.“ Das ist der Gipfel des Begriffsaltrismus. Die Situation ist die Beziehung der Charaktere auf einander innerhalb eines gegebenen Stoffes, die sich in der Erscheinung als status quo zeigt: in der

Tragödie ist sie, ihrer Dynamik nach, gemäß ihrer Definition eindeutig bestimmt. Die zeitliche Besonderheit hängt vom Dichter ab. Ernst scheint sich unter Situation etwas Beharrliches vorzustellen, in das bald Der, bald Jener eintritt, wie der Mensch in Blaes mythologischem System in seine Zoas. Aber diese objektiven Situationen haben entscheidende Wirkungen: Shakespeare, zum Beispiel, weiß, daß sie im „Othello“ fehlen, und „deshalb hat er seine Figuren mit so wundervollen Leben ausgestattet, daß er uns doch wenigstens während der Darstellung das Gefühl der Nothwendigkeit suggerirt“. Und als Ernst die Brauchbarkeit seiner ästhetischen Theorie an Shakespeare erprobt, sieht er endlich ein, daß Shakespeare keine Tragödien schreiben konnte. Das, was auf uns wirkt, ist „dramatische Lyrik“. Hieraus (aus der dramatischen Lyrik) entsteht Shakespeares Reichthum; es gehört schon, meint Ernst, „der ganze Dilettantismus unserer Romantischen Schule dazu, diesen Zusammenhang nicht zu durchschauen!“

So wirkt das bloße Hinschauen auf die logische Struktur der Tragödie. Ernst weiß nicht, daß der vollkommenste logische Organismus erst als Kunst empfunden wird, wenn er mit dem ganzen Reiz der Einmaligkeit auftritt, also als historisches Geschehen wirkt. Seine dramaturgische Kritik beginnt immer damit, daß sie die Tragödie ihrer Einmaligkeit entkleidet und sie ganz naturalistisch für etwas Allgemeingiltiges nimmt. Es zeugt von dieser ästhetischen Barbarei, eine solche Betrachtung niederzuschreiben, wie es Ernst gethan hat. Zeugt von einer abgestorbenen Epidermis, von zuchtloser Brutalität des ästhetischen Empfindens, wenn er Lear als die Tragödie eines thörichten Greises behandelt. Ein Schauspieler, der Lear so darstellen würde, wäre vor thätlichen Beleidigungen nicht sicher. Die Tragödie Lear's ist eben nicht die des typischen alten Mannes, sondern die Tragödie Lear's, die nur in diesem Rhythmus des Geschehens in so düsterer Gluth aufleuchtet. Das ist das Tragische, daß sich dieser König als die Macht empfindet, die er repräsentirt. Die Abgabe der äußeren Zeichen berührt ihn nicht. Er bleibt für sein Empfinden Das, was Kent von seinem Antlitz liest: Hoheit. Hoheit, die Jeder, der ihr wie einem Menschen naht (wozu sich Lear durch seine Abdankung vor der Welt gemacht hat), als einen Beleidiger empfindet. Die Umwandlung Lear's zum Menschen, ein gewaltiges Schicksal sagenhafter Könige, löst die Energie der Tragödie. Ein Fanatiker greift blind durch Blüthen und Glorie, um die „objektive Situation“ zu suchen.

Die Tragödie auf ihr logisches Schema zu bringen, es in sehr bedeutungsvollen, konzentrirten Versen auszudrücken, die kein Feuer der Seele geschmolzen, kein heiterer Sonnenstrahl berührt hat: Das ist das Ideal des Neuen Weimar. Wer hier die neue Generation sieht, beweist sein Ruhebedürfnis. Wir aber, die wir uns unsere Freunde an der Erscheinungen wechselndem Spiel, unsere Heiterkeit nicht rauben lassen wollen, uns froh den Einflüsterungen

unseres Dämons ergeben und heiter gestaltend leben: an uns ist's, Protest zu erheben gegen ein Dogma, das uns Alle mit seinem Medusenhaupt ängstet: mit qualvollster Langeweile. Feierlich soll erklärt werden: Man stirbt bei diesen im Frost erstarrten Versen. Mir schauert vor dem Tieffinn, den ich aus der künstlerischen Gestaltung herauslesen muß, um als anständiger Mensch fortan zu vegetiren. Dann löst schon reicher eine andere Stimme: Gestalten im Anblick der erhabenen Wirklichkeit, bewegt vom Wellenschlag eines heiteren Herzens, aufschäumend in den Stürzen eines hingeebenen Enthusiasmus. Der Alte aus Weimar, der so die Kunst sah, scheint mir ein besserer Führer zu sein als Hebbel, der nur in Posen Robins in meinen Träumen erscheint. Gewiß: es giebt eine junge Generation; es ist höchste Zeit, Das zu betonen. Es wühlt dumpf wie Sturm und Aufruhr, die sich durch die fetten Breiten der Zeitgenossen keine Kanäle schaffen kann. Es giebt noch unbedrückte Menschen, die angstvoll die Zumuthung abweisen, ihre Kunst mit tief sinnigen Ideen zu laden. Unsere Zeit, versetzt in träger Selbstachtung, abgestumpft durch militärisch geregelte Belustigungen, bedarf anderer Antriebe, um epileptische Zuckungen zu verspüren. Man lasse die Hände von klassischer Bearbeitung urzeitlicher Tragödien und gebe sich athmend dem Leben hin, wie es Goethe nur je gewünscht hat. Es ist die Anmaßlichkeit kühn gewordener Pedanterie, dem Künstler seine Form vorzuschreiben. *Revenons à la nature.*

Die junge Generation. Sich äußern, darstellen, die Welt seines Innern in einem Sturm von Begeisterung hinausgeschreien, sich ergießen in die trübdunkle Fülle der Gestalten, strahlend voll siegreicher Empörung: so läuten sich junge Generationen ein. Darstellen im Feuer des Enthusiasmus, der die Last einer trägen Zeit mit lachender Revolte von sich schleudert; sich darstellen, das Spiel seiner Seele wiederfinden im leuchtenden Strom des Geschehens: Das dünkt mich eher eine Begeisterung schauensüchtiger Menschen zu sein als die chemischen Bemühungen aus Neuweimar, deren Verse dem Schauspieler im Mund erfrieren. Es giebt andere Dramen in der zeitgenössischen Literatur, die von frischeren Kräften zeugen. Und dann, die Boten der Zukunft: das Werk Johannes W. Zensens, der das äußerste Kap unserer Zeit beschritten hat und leuchtend aus Dampf und Rauch die Götterstatue des neuen Menschen hebt, mit elektrischer Gewalt nach unserer Seele zuckend, der sich in weiter Fülle strahlend eine neue Lichtung des Lebens öffnet. Und schon hat die junge Generation, von der ich spreche, das erste Werk hervorgebracht: ein Trompetenstoß über blasse Felder, eine schillernde Schale, in der das Meer unserer Sehnsucht spielt, blühender Sturm in einer Nacht der Feuersbrünste: „Der Fremde“, Roman von René Schickel.

Niederschönhausen.



Rudolf Kurz.

Karfreitagslegende.

Das Furchtbare war geschehen. Ein bluttrunkener Pöbel schleifte den Heiland der Welt zur Richtstätte.

In der Mitte des heulenden Volkes aber weilte Einer, dessen düsterer Schatten die hereinbrechende Sonnenfinsterniß noch verdunkelte, dessen Gegenwart bei diesem gräßlichen Triumphzug unentbehrlich war. Satan führte seine Getreuen heute selber an. In ihren todheißenden Schrei mischte sich seine Stimme in einem grollenden Donnerton, der grauenhafter war als alles Brüllen verthierter Menschheit.

Nun war das Opfer beinahe vollendet. Die bleiche, blutüberströmte Gestalt des Heilandes lag mit ausgebreiteten Armen auf das Kreuz hingestreckt und der Henker griff nach dem Hammer. . . Da blickte sich der Mann suchend, um. Wo waren die Nägel? Keiner seiner Gehilfen reichte sie ihm. Wo waren sie? In dem offenen Korb, in dem sie bei anderen Geräthschaften gelegen hatten, nicht mehr. Vermuthlich waren sie beim Tragen durchs Gedränge verloren worden.

Ein Schrei geträuchter Wuth entrang sich allen Kehlen. Den Verurtheilten nur mit Stricken an sein Kreuz festzubinden wie die beiden Anderen, erschien den Wolfsherzen viel zu mild. Nägel mußten es sein, die ihm Hände und Füße durchbohrten; und recht scharfe, lange.

Schon wollten einige Dienstbeflissene nach der Stadt zurückeilen, um das Nöthige zu holen, während ihr Opfer inzwischen in seiner peinvollen Lage blieb; da drängte sich ein Mann nach vorn und hielt triumphirend eine Handvoll großer, spitzer Nägel in die Höhe. „Ich habe gesehen, wie sie aus dem Korb fielen, und habe sie aufgehoben!“ stammelte er ganz athemlos vor Hast und Eifer. Allseitiger Beifall lohnte ihn; der Henker aber klopfte ihm auf die Schulter.

„So Einen wie Dich kann ich gebrauchen! Du kannst mir nachher auch das Kreuz aufrichten helfen, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin. Da sind willige Arme nöthig. So ein Kreuz mit einer Last daran ist schwer.“

Der Mann nickte bereitwillig und stand gleichgiltig dabei, während der Henker nun die schlanke Hand des Hingestreckten aufriß, sie wider den Kreuzbalken drückte und mit harten Schlägen den ersten Nagel hindurchtrieb. Das Blut spritzte hochauf und ein krampfhaftes Zittern lief durch die Glieder des Heilands. Die wohlthätige Betäubung, die auf ein paar Minuten seine Sinne umfassen hatte, wich der Gewalt der Schmerzen. Sein Mund verzog sich, er öffnete die Augen. Ihr Blick traf den freiwilligen Helfer. Der machte eine rasche Bewegung rückwärts und schob einen der Knechte vor sich.

„Wird Dir übel? Kannst Du kein Blut sehen?“ höhnte der Henker, während er die linke Hand des Heilands annagelte. Der Angeredete erwiderte etwas Undeutliches, blieb aber in seiner gedeckten Stellung. Da rief eine gellende, unschön heisere Weiberstimme aus dem Gedränge heraus: „Der hat auch alle Ursache, den Blick des Rabbi zu meiden! Hat ihn Der doch vor sechs Monaten vom Aussatz geheilt! Und nun schleppt er ihm zum Dank die Nägel der Marter herbei!“

Diese Undankbarkeit überraschte sogar den Pöbel. „Ist's wahr, was das Weib sagt? Warst Du krank? Hat er Dir geholfen?“ klang es von allen Seiten.

Der Befragte richtete sich trotzig auf. „Sie lügt! Wie kann ich krank gewesen sein? Ihr seht doch, daß ich gesund bin!“